

Am Kleistgrab

Zum 200. Todestag von Heinrich von Kleist

Von Dietrich Garstka

Es ist der 21. November 2011, ein Montag, 150 Menschen haben sich am Grab von Heinrich von Kleist versammelt. Heute ist sein 200. Todestag. Der große Dichter, zuletzt wohnhaft in Berlin, Mauerstraße, liegt nicht auf einem der bedeutenden Friedhöfe Berlins, wo seine berühmten Zeitgenossen begraben sind. Kleist liegt auf keinem Friedhof. Im Südwesten von Berlin, in der Nähe des Kleinen Wannsees, am Weg von Berlin nach Potsdam auf einer kleinen Anhöhe zwischen der heutigen Bismarckstraße und dem Wannsee, dort ist er begraben. Kleist hat Friedhofsverbot. Mit einer Pistole bringt er sich vom Leben zum Tod. Noch schlimmer: Bevor er sich tötet, erschießt er seine unheilbar kranke Gefährtin Henriette Vogel. Sie hat das so gewollt. Er schießt ihr mitten durchs Herz. Er läßt nach, mit derselben Pistole schießt er sich durch den Mund ins Gehirn und erstickt am Schießpulver. Selbstmord ist Sünde. An diesem verruchten Tatort müssen beide schnell unter die Erde gebracht werden. Sie haben es so gewünscht. Der Ort ist beklemmend authentisch: Wie man vom Leben zum Tod kommt, hier ist es. Heinrich von Kleist ist 34 Jahre alt, Henriette Vogel 31.

Beide haben sich am 20. November im Gasthaus Stimmings Krug einquartiert, zwei Zimmer im Obergeschoss, für eine Übernachtung. Nachts hört man im Erdgeschoss Laufritte, immer wieder. Dann ist Ruhe. Ständig brennt Licht. Was tun sie? Sie schreiben Abschiedsbriefe. Um fünf Uhr in der Frühe geht Henriette nach unten zu den Wirtsleuten und bestellt Kaffee. Sie schreiben weiter. Kleist an seine geliebte Cousine Marie: *„Meine liebste Marie, wenn du wüsstest, wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke des Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen zu bekränzen, gewiß Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichere Dich, ich bin ganz selig. Morgens und abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil er es mir durch den herrlichsten und wollüstigsten aller Tode vergütigt. (...) Ach, ich versichere Dich, ich habe dich so lieb, Du bist mir so überaus teuer und wert, daß ich kaum sagen kann, ich liebe diese vergötterte Freundin (Henriette) mehr als Dich. Der Entschluss, der in ihrer Seele aufging, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt, an ihre Brust; erinnerst Du Dich wohl, daß ich dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? - Aber du sagtest immer nein - Ein Strudel von nie empfundener Seligkeit hat mich ergriffen, und ich kann dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt. - Ach, meine teure Freundin, möchte Dich Gott bald abrufen, in jene bessere Welt, wo wir uns alle, mit der Liebe der Engel, einander werden ans Herz drücken können. - Adieu.“*

Am Vormittag schicken sie einen laufenden Boten mit einem Brief an den Freund der Familie Vogel, Kriegsrat Christoph Ernst Friedrich Peguillen. Er soll, was nach einem Tod zu tun ist, tun.

Henriette an ihn: *„Mein sehr werter Freund! Ihre Freundschaft die Sie für mich, bis dahin immer so treu bewiesen, ist es vorbehalten, eine wunderbare Probe zu bestehen, denn wir beide, nämlich der bekannte Kleist und ich befinden uns hier bei Stimmings, auf dem Weg nach Potsdamm, in einem sehr unbeholfnen Zustande, indem wir erschossen da liegen, und nun der Güte eines wohlwollenden Freundes entgegen sehn, um unsere gebrechliche Hülle, der sichern Burg der Erde zu übergeben. Suchen Sie liebster Pequillen diesen Abend hier einzutreffen und alles so zu veranstalten, daß mein guter Vogel möglichst wenig dadurch erschreckt wird.“*

Henriette bestellt noch einmal Kaffee. Sie fragt, wann der Bote in Berlin sei. Zwischen drei und vier Uhr. Wieder und wieder fragen sie. Schließlich heißt es: Jetzt bald. Sie laufen hinaus, nehmen sich an die Hand. Der Hausdiener Riebisch sieht sie, wie sie zum See springen, schäkernd, als wenn sie Zeck spielen. Kleist zeigt Henriette, wie man flache Steine über den Wannsee springen lässt. Stell dir vor, wundert sich seine Frau, die Herrschaften wollen dort oben Kaffee trinken, eine Tollheit. Mit ihrem Mann trägt sie Tisch, Stühle und Getränk auf eine Anhöhe. Heinrich bittet um Rum, für acht Groschen. 16 Tassen Kaffee trinken sie, Kleist mit Rum. Kleist bestellt noch einen halben Buddel Rum. Liebes Kind, du hast heute schon genug getrunken, ermahnt ihn Henriette. Liebes Kind, wenn du nicht willst, will ich auch nicht. Die Rechnung wird bezahlt, Trinkgeld für das Hochschleppen. Während die Dienerin nach unten geht, hört sie einen Schuss. Sie denkt, jetzt spielen sie Schießen. Nach einer knappen Minute noch ein Schuss. Das gehört zum Spiel. Sie muss noch einmal hoch. Da sieht sie: die Herrschaften sind tot. Die Dame liegt auf dem Rücken am Rand einer Mulde eines ausgerodeten Baumes, ihre Hände liegen gefaltet auf ihrem Unterleib. Der Herr kniet vor der Dame, mit dem Kopf über dem linken Rand der Grube, unter seinem Kopf die Lende von Henriette. Gegen sechs Uhr kommen der Ehemann Vogel und der Freund Peguillen. Vogel ist untröstlich. Kleist wird auf den Rücken gelegt, sarggerecht, bevor die Leichenstarre einsetzt. Die Polizei fertigt ein

Protokoll an. Am nächsten Tag werden beide Leichen obduziert. Die Krankheit Henriettes bestätigt sich. Kleists Körper ist gesund. Am Abend legt man sie in zwei Särge. Pelguilhen lässt eine Grube neben der Mulde ausheben, um zehn Uhr abends werden sie begraben.

H heute, 200 Jahre später, stehen die Verehrer um das Grab herum und wollen seines und ihres Todes gedenken. Für diesen Tag ist das Grab neu hergerichtet, endlich. Das kostet, man glaubt es nicht: 800.000 Euro. Wer bezahlt das? 500.000 Euro zahlt Ruth Cornelsen. Den Rest teilten sich Institutionen aus Berlin, Brandenburg und dem Bund. Die Auseinandersetzungen über den Sinn der Erneuerung sind heftig. So viel Geld? Für ein Grab? So wie es ist, könne es doch bleiben. Verwunschen, ruhig, abseits, ein Ort stiller Einkehr, abgeschirmt durch dichtes Gebüsch. Andererseits, das Grab gehört allen, Touristen wollen es sehen, viele finden es nicht, ein verwittertes Hinweisschild aus Holz lässt allenfalls ahnen, wo Kleist liegen könnte. Und wer es findet, kann es nicht fassen. Verwahrlost, liegen gelassen, sich selbst überlassen, verkrautet, verwildert. Villenbewohner haben Bedenken, es werde zu laut, zu offen, das Gestrüpp nämlich soll weg, so will es Ruth Cornelsen: Das Grab von Kleist in einer offenen Parklandschaft. Der vom Land Berlin finanziell geförderte Ruderclub sperrt sich, gibt kein Grundstück für einen kurzen Weg zum Grab her.

H heute aber, am 21. November 2011, ist die Erneuerung fertig. Wie sieht das Grab aus? Keine in Stein gehauene Figur, keine Büste, kein Medaillon. Dafür steht ein wuchtiger Stein aus Granit, zu scharfen Kanten geschnitten, in einem Geviert, das von einem Gitter aus Gusseisen umschlossen wird. Auf dem Stein stehen die Namen, Heinrich von Kleist und Henriette Vogel, ihre Lebensdaten, darunter vier Verse des Dichters Max Ring (1817-1901): *„Er lebte, sang und litt / In trüber schwerer Zeit, / Er suchte hier den Tod / Und fand Unsterblichkeit.“* Auf der Rückseite ein Zitat aus dem „Prinz Friedrich von Homburg“: *„Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein.“* Aus dem Grab wächst eine mächtige Eiche, die sich hoch oben mit dem Rauschen der anderen Wipfel vereint. Sie ist so alt wie das Grab und mit der Nummer 010027 auf der Baumliste des Fachbereichs Grünflächen des Bezirksamtes Steglitz-Zehlendorf untrüglich zu identifizieren.

M it dem Stein dagegen hat es seine Schwierigkeiten. Erst 1848, also 37 Jahre nach dem Tod von Kleist, steht überhaupt ein Stein zum Gedenken auf dem Grab. Sein erster Biograph, Eduard von Bülow, stiftet aus dem Erlös seines Buches einen unbehauenen Granitwürfel, in den die Lebensdaten von Kleist hineingehauen werden. Was war vorher? Nichts, was gehalten, überdauert hätte. Warum auch? Kleist ist bei seinem Tod nicht berühmt, nicht einmal bekannt. Jacob Wassermann stellt zu seinem 100. Todestag fest: *„... die Lexika um 1820 führen noch nicht einmal seinen Namen.“* Das ist ein Teil seiner Leidensgeschichte.

A ber die Familie? Bei einem letzten Familientreffen in Frankfurt (Oder) muss er sich beschimpfen lassen. Kleist schreibt am 10. November 1811 an Marie von Kleist: *„... der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn, und mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei, betrachtet zu sehn, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig, es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern vergiftete mir auch die Vergangenheit.“*

K leists Familie sieht sich in der langen ehrenvollen Tradition von 16 preußischen Generälen und zwei Feldmarschällen. Einer von ihnen, Ewald, hat auch geschrieben, ist bekannt dafür, aber sein Beruf ist Soldat, das andere ist Zutat. Er, Heinrich, ist ein Versager, ein armer Schlucker, der die Familienehre beschmutzt. Er hat es zu nichts gebracht.

E rst 1862, vermutet man, beteiligt sich die Familie von Kleist an einer Würdigung in Stein. Der Schriftsteller Max Ring lässt einen Granitquader setzen, vier Eckpfeiler aus schlesischem Marmor halten ein eisernes Gitter um das Grab fest, auf dem seine Verse eingemeißelt werden.

D ie erste Würdigung überhaupt war ein Kreis von zwanzig Pappeln, die Verehrer gesetzt hatten. Ferdinand von Grimm schreibt am 23. Mai 1818 an seine Brüder: *„Um die Gräber stehen etwa 20 hohe Pappeln, aber bis auf eine fand ich alle verdorrt; dies rührt nur vom sandigen Boden her, worin sie schwer gedeihen; ich und Wilhelm (sein Freund) nahmen mehrere der vertrockneten Stämme weg und pflanzten neue dahin“.*

S o viel Ausschluss, so viel Vergessen. Und die Zeitgenossen, die ihm nahestehen, wie reagieren sie auf den Selbstmord? In privaten Briefen äußern sie ihr Mitgefühl. Adam Müller, ein Freund, mit viel Verständnis für sein Leiden, bezeichnet seinen Selbstmord aber doch als einen „verbrecherischen Beschluß“ und er meint, es bedürfe keiner weiteren Erklärung, *„wie zwei der ausgezeichneten Naturen auf diese Weise alle göttlichen und menschlichen Gesetze verachtend beiseite setzten und in frevelhafter Gemeinschaft die Türe erbrechen konnten, welche zu öffnen der Himmel sich selbst vorbehält“.*

Clemens Brentano schreibt an Achim von Arnim: *„Gestern erhielt ich von Savigny die Nachricht, dass Heinrich von Kleist sich vor 14 Tagen nebst der Frau Rendant Vogel auf einem Dorfe zwischen Berlin und Potsdam nach eingenommenem Frühstück scheinbar mit gegenseitigem Einverständnis erschossen. Diese Nachricht hat mich wenigstens wie ein Pistolenschuß erschreckt. Der arme, gute Kerl, seine poetische Decke war ihm zu kurz, und er hat sein Leben lang ernsthafter als vielleicht irgend ein neuer Dichter daran gereckt und gespannt.“*

Friedrich de la Motte Fouqué schreibt an einen Freund: *„So viel ist gewiß, dass nicht leicht irgend ein Selbstmord mit so klarer Besonnenheit, mit so, ich möchte sagen, starrer Tapferkeit, als dieser vollführt worden ist. Er ist hin, mein armer, oft in seinem Leben gestörter und von falschen Hoffnungen getäuschter Freund ... und ich stehe noch immer wie schwindelnd an dem Abgrunde, der ihn in so jäher Überraschung verschlungen hat.“*

Rahel Levin schreibt zwei Tage nach seinem Tod an Alexander von Marwitz: *„Ich freue mich, daß mein edler Freund - denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Tränen nach - das Unwürdige nicht duldet; gelitten hat er genug. Sehen Sie mich! Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätten ihm zehn Reichstaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt er sich ihnen nur ungestört zeigen können.“*

So viel Anteilnahme kann nur privat geäußert werden. Einer wagt es, den Selbstmord von Kleist öffentlich zu verteidigen. Im Brockhaus von 1815 schreibt er: *„In Hinsicht aber auf seine unglückliche Tat, welche, den Umständen nach, eher beklagt und bemitleidet, als lieblos gerichtet zu werden verlangt, haben die Flugblätter des Tages leider einen ebenso unfrommen als unartigen Sinn an den Tag gelegt, indem sie die beiden Toten lästerlich verdammt. (...) Unbefangen aber von diesem Geschnatter der literarischen Capitoleumsgänse, darf man ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweiht, um sich mehr und mehr auszubilden.“* Die strafende Antwort folgt 1817: Der Verfasser sei ein Sudler, nichtswürdig, verachtenswert, ihm gebühre tiefste Verachtung, er verdiene die Rute und nicht nur den strafenden Kiel (Federkiel). Der Verteidiger von Kleist war Adolf Wagner, Privatgelehrter, Philologe, Übersetzer, ein Freigeist. Er war der Onkel von Richard Wagner.

Und 100 Jahre später, am 21. November 1911? Interessierte Verehrer planen eine würdige Gestaltung des Grabes. Sie kommen nicht durch. Der Dichter Julius Bab schreibt in einem Gedicht zur Jahrhundertwende „21. November 1900“: *„Wir standen still am Grabe Kleists. / Der preuß'sche Staat hielt einen Buß- und Betttag / zur sanften Sühne aller sünd'gen Seelen, / Und in den Kirchen predigte man viel. (...) Hier war kein Mensch gestanden, / Seit vielen Stunden, ja vielleicht seit Tagen. - / Und war doch heut sein Todestag gewesen, / Tag seines furchtbar, ungesühnten Todes - / Und keine Blume lag auf diesem Stein. // Wir standen still am Grab des großen Dichters. / Die Fichten rauschten einsam durch die Luft. / Der preuß'sche Staat hielt einen Buß- und Betttag.“*

Trotz aller Nichtbeachtung, die Lage des Grabes hat sich verändert. Im unteren Teil der Anhöhe lässt eine Ziegelei Lehm abfräsen. Der leichte Anstieg versteilt sich. Ein abwegiger Gedanke: Werden beim Abbau die Gebeine freigelegt und mir nichts dir nichts entsorgt?

Nach dem I. Weltkrieg wird Kleist berühmt. Man stiftet einen Kleistpreis, er wird die wichtigste literarische Auszeichnung. Das Grab dämmert vor sich hin. 1936 veranstaltet Berlin die Olympischen Spiele. Die Nazis greifen ein. Man weiß, Touristen werden das Grab besichtigen. Der da liegt, ist einer der ihnen: Leidenschaft für das deutsche Vaterland, Feind Napoleons, des Erniedrigers preußischen Stolzes, die Herrmannsschlacht, Verklärung germanischer Größe. Der Stein wird ausgewechselt, die Beschriftung bleibt. 1941 steckt der Präsident der Kleistgesellschaft, Georg Mine-Pouet, Goebbels Propagandaministerium, Max Ring, der Verfasser der vier Verse auf dem Grabstein, sei Jude. Die vier Verse werden weggemeißelt und ersetzt durch ein Zitat aus dem Prinzen Friedrich von Homburg: *„Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein“*. Arisierung des Grabsteines.

Und nach dem Krieg? Das Grab bleibt, wie es ist. 1988 wird West-Berlin Kulturhauptstadt. Es ändert sich nichts. Regierender Bürgermeister ist Eberhard Diepgen von der CDU, Senator für Kultur ist Volker Hassemer von der CDU, Senatorin für Bildung, Jugend, Sport ist Hanna Renate Laurien von der CDU. Kleist ist keines Aufwandes wert. Das Leben ist der Tod.

150 Verehrer Kleist stehen um das neu gestaltete Grab und warten auf die Feierlichkeit. Eine Durchsage: Man möge von der unmittelbaren Nähe des Grabes zurückweichen, um Platz zu machen für die einhundert Herrschaften, die gleich vom Literarischen Colloquium eintreffen würden. Einige treten zurück. Die meisten denken nicht daran, ihren Platz zu

verlassen. Es sei auch untersagt, den mit Eibenzweigen ausgelegten Raum um das Grab zu betreten. Dann wandeln die Herrschaften, sichtbar in der offenen Parklandschaft. Sie quetschen sich in die Nähe des Grabes.

Die Nicht-Herrschaften stehen schon länger. Am Grabstein gesellt sich die Spitze der Wandelnden: Professor Günter Blamberger, Präsident der Kleistgesellschaft, mit weißem Schal im offenen Mantel, neben ihm Kulturstaatssekretär André Schmitz, einen Kultursenator gibt es nicht, dann Bundestagspräsident Norbert Lammert, etwas abseits der Schauspieler Ulrich Matthes, im Zentrum Ruth Cornelsen im wärmenden Pelzkragen, ernst, sehr ernst, vertieft, nachdenklich. Sie ist Seele. Blumen werden auf den Stein gelegt. Matthes tritt vor den Stein und liest zwei letzte Briefe von Kleist.

Der letzte Brief an seine Schwester Ulrike: *„Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen anderen, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in den Briefen an die Kleisten enthalten ist laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.*

Stimmings bei Potsdam

d. – am Morgen meines Todes.“

Die Versammelten schauen nach unten. Der Tod klammert sich an das trauernde Mitgefühl. Hier, genau hier war es. Das Leiden, das Ende. Heiterkeit? Wie denn? Am Morgen meines Todes. Die Schüsse fallen gerade noch einmal. Der Kulturstaatssekretär versucht ein Klatschen. Seine erhobenen Hände starren in die Luft. Alle haben die Schüsse im Kopf. Der Tod ist das Leben? Armer, reicher Heinrich.

Eine erneute Ansage: Die Herrschaften ziehen sich ins Literarische Colloquium, zehn Minuten von hier, zurück. Dort, nicht am Grab, will man Reden halten. Bei Süppchen, Kaffee und Biscuit-Teilchen. Das Leben ist der Tod. Armer, reicher Heinrich.